

(Nachdruck verboten.)

Die Oberwälder.

Von Alfred Bock.

2.

Unweit der alten Fachwerkkirche erhob sich das neue Schulhaus, ein nüchternen Bau, der erst vor einigen Wochen seiner Bestimmung übergeben worden war. Die Einweihungsfeier bedeutete das Ende jahrelanger erbitterter Kämpfe, denn die Großen wie die Kleinen hatten den Neubau für ihr Gebiet in Anspruch genommen. Die Sache gelangte unerwartet zum Abschluß, als der Fockelsheinrich, der in kinderloser Ehe lebte, Grund und Boden unentgeltlich zur Verfügung stellte.

Im Erdgeschloß des Hauses befand sich außer dem Vorplatz der saalartige Unterrichtsraum, im oberen Stock die Wohnung des Lehrers.

Ob der Parade, in der er gehaust, hatten die Schulmeister des Kreises ihren Kollegen Weilandt „Hans von der Luft“ getauft. Das war nun mit einem Male anders geworden. Vier schöne Zimmer von mittlerer Größe boten dem jungen Lehrer ein, wie er meinte, fürstliches Quartier. Daß die Ausstattung gar dürftig war, suchte ihn weiter nicht an.

Weilandt entstammte einer alten Lehrerkamilie. Noch sein Großvater war neben dem Schulfamit verpflichtet, die Glocken zu läuten, das Taufbecken zu tragen und den Leichenbitter zu spielen. In seinem Nachlaß befanden sich Aufzeichnungen, die der Enkel als Vermächtnis bewahrte. Eine Stelle darin lautete: „Ich habe mich in meinem langen, mit Mühsal beladenen Leben über jeden Sonnenblick gefreut. Gemütsfreudigkeit ist die Quelle meines Wohlbefindens. Vom ersten Tage an, da ich in mein Lehramt trat, habe ich mir vorgestellt, daß Fröhlichkeit der Grundton ist, auf den die Seele des Kindes gestimmt sein soll. Dem Bildner der Jugend, der sie nicht kennt und nährt, fehlt das Beste zu seinem Verufe.“ Ein gut Teil von der Gemütsfreudigkeit des Großvaters lebte in dem früh verwaisten Enkel wieder auf. Der war von einem Verwandten für das Seminar in Friedberg herangebildet worden. Obwohl er sich keineswegs durch besondere Kenntnisse auszeichnete, hoben ihn doch seine Schlagfertigkeit und eine eigene Art, Menschen und Dinge zu betrachten, über den Durchschnitt der Böglinge hinaus. Er wohnte bei einem Kaufmann, der nach des Tages Last und Hast öfter das Bedürfnis fühlte, einer guten Flasche den Hals zu brechen, und in dem jungen Seminaristen einen verständnisvollen Genossen entdeckte. Mit einem nicht gerade glänzenden Abgangszeugnis verließ Weilandt die Anstalt, um seine Lehrbefähigung zuerst an einer Privatschule in Mainz zu erweisen. Dort geriet er in den Strudel rheinischen Lebens, wobei er seine guten Grundsätze manchmal in die Ferien schickte. Lust, da die Wogen am höchsten gingen, ward ihm die frei gewordene Lehrerstelle in dem entlegenen oberhessischen Dörfchen übertragen. Die Berufung goß Wasser in seinen Wein, doch sah er sie als einen Wink des Schicksals an. In aller Stille packte er seine Siebensachen und schied von dem übermütigen, goldenen Mainz. Die herbe Schönheit des Vogelsbergs war ihm bis dahin fremd gewesen. Im Dunkel der unvermeßlichen Wälder, auf den weiten, einsamen Höhenflächen lernte er sich auf sich selbst besinnen. Das Nächste, Wichtigste schien ihm, daß er das Vertrauen seiner Umgebung gewann. Das Selbstgefällige, Ueberhebliche, wogu er von Natur geneigt war, wollte er mannhaft unterdrücken. Ungeschminkt seine Meinung zu sagen, für seine Ueberzeugung einzutreten, würde er sich nicht verwehren lassen. Seinen Schülern und Schülerinnen gegenüber nahm er sich vor, nicht den Buchmeister herauszukehren, sondern einen Weg zu suchen, daß sie ihren Freund und Führer in ihm erkannten. Ihm lag ob, die Kinder für die Aufgaben in Staat und Gemeinde vorzubereiten. Dabei konnte er der Mithilfe der Eltern nicht entraten. So war er von vornherein darauf hingewiesen, sich zu den einzelnen Familien in ein freundliches Verhältnis zu setzen. In der segneten Wetterau aufzuwachsen, war er mit den ländlichen Dingen wohl vertraut. Klaren Blicks erkannte er, wieviel Veraltetes, Unzeitgemäßes hier im Gebirg zu bekämpfen, wieviel zu tun und zu bessern

sei. Drei Jahre lang hintereinander besuchte er in der Provinzialhauptstadt Kurse, die die Lehrer zum Studium der Landwirtschaft anregen sollten. Als einer der ersten unter seinen Kollegen erwirkte er von seiner vorgelegten Behörde die Erlaubnis, die Landwirtschaft in den Unterricht der Fortbildungsschule einzubeziehen. Sein Lehrplan umfaßte die Fach- und Naturwissenschaften, deren Kenntnis zur Führung eines geordneten häuerlichen Betriebs erforderlich war. Voller Eifer ging er ans Werk. Stand die Ernte auch noch in weitem Feld, hatte er doch die Genugtung, seine Aussaat feimen zu sehen. Was seinem Vorgänger nicht gelungen war, durfte er sich zum Verdienst anrechnen: er begann unter den schwer zugänglichen, steifköpfigen Oberwäldern festen Fuß zu fassen. Freilich war seiner Volkstümlichkeit die Grenze gezogen. Denn als er mit aller Vorsicht versuchte, dem gehässigen Treiben der Parteien entgegenzuwirken, stieß er auf entschiedenen Widerstand, ja er steckte noch Grobheiten ein. Dessenungeachtet lebte der Glaube in ihm, der Tag müsse kommen, wo sie hüben und drüber Hand anlegten, die Brücke über den Bach zu schlagen. —

Die Matternskene, die den Lehrer zu beschäftigen hatte, brachte das erste Frühstück. Das war so reichlich, daß Weilandt meinte, ihrer drei hätten daran genug.

„Gut gefrühstückt spürt man den ganzen Tag,“ sagte die Bene, eine dickbackige Biergigerin. „'s is merkwürdig, Herr Lehrer, was Sie für ein schlechter Esser sein. Sie können Sie dann nur bestehn? Wann Sie einmal geheirat' sein, hat Ihnen Ihre Frau leicht kochen. Ey der Herr Lehrer Hinkler selig, der war anders darin. Dem tat's schmecken, daß man das Messer am Leib gewecken konnt. Und ließ kein Brödelchen unkommen. Wann's aber abends Kartoffellöf' gab, macht er seine Späß und sagt: „Frau Mattern, der Tod guckt über die Uebertür!“ No, so ein Stücker fufzehn tat er bei sich packen.“

Weilandt lachte.

„Am End' ist er daran gestorben.“

„D nee,“ sprach die Bene, so recht in ihrem Element.

„Wie ich ihm das lektmal das Essen bracht, sagt er: „'s riecht gar gut, Frau Mattern, aber 's geht nix mehr an mich.“ 's gab sellemal Kohlraaben und Solpertnöchelcher. 's war schad defür. He wollt' partu nix. Ey am Zwiwanst is he net zugrund' gegangen. Der böse Husten hat ihn belangt.“

Sie nahm ihren Korb und watschelte hinaus. Der Lehrer Hinkler selig hatte einen Stein bei ihr im Brett gehabt. Aber auch sein Nachfolger brauchte sich nicht über sie zu beschweren. Sie tischte ihm gewaltige Portionen auf. Und für geringes Entgelt. Seide konnte sie nicht dabei spinnen.

Weilandt trat ans offene Fenster. Sein Blick glitt über das farbenbunte Gelände. Die Arnika blühte, der Steinbrech und das Benediktenkraut. Ueber Nacht, dünkte ihn, war das Blumenwunder erstanden. Mit weitgeöffneten Rüstern sog er den Würzduft ein. Nirgends hatte er sich der Natur so nahe gefühlt, nirgends war ihm die Pracht des Frühlings so in die Seele gedrungen wie hier im hohen Vogelsberg. Und erst gestern hatte ihm ein Freund aus der Wetterau geschrieben: „Wie mag's Dir in Deinem Sibirien zumute sein? Ich schide ein Stoßgebet zum Himmel, daß die Schlehnen und Holzapfel bei Euch geraten.“ Derlei Spitz- und Witreden über den Vogelsberg waren im Schwange. Wenn er die Wahrheit bekannte: er trug kein Verlangen nach dem Land, wo Milch und Honig floß. Dies Sibirien hatte sein Herz gewonnen.

Drunten fuhr der Böbelsheinrich mit seinem Gespann vorbei. Der hatte kein Auge für die Herrlichkeit, die vor ihm gebreitet lag. Einer wie alle. Die Bauern schauten die Natur nur darauf an, was sie ihnen gab oder verweigerte. Gedanken, die über das unmittelbare Wirkende, Praktische hinausgingen, kannten sie nicht. Daher auch ihre mehr oder minder versteckte Feindseligkeit gegen die Schule. Lesen, Schreiben und Rechnen, das ließen sie noch gelten. Alles andere war ihnen Alanzerei. Daß Kinder den Unterricht versäumten, weil sie von ihren Eltern gezwungen wurden, daheim in der Wirtschaft zu schaffen, war gang und gäbe. Erstattete er Anzeige, hegte er das ganze Dorf auf sich. Selten, daß gültliche Worte halfen. Meist hieß es den Nerger hin-

unterschluden. Man mußte halt auf die Zukunft bauen. Die Welt schritt weiter. Einmal würde das Licht auch hier oben leuchten.

Als es sieben Uhr läutete, begab er sich hinunter in das Schulzimmer, wo die Buben und Mädchen bereits versammelt waren. Auf einer der letzten Bänke saß der Christoph Menz, geringer Leute Kind, mit todblassem Gesicht. Weilandt, dessen scharfem Auge so leicht nichts entging, fragte ihn, was ihm fehle. Der Junge schwieg. Die Kameraden aber berrieten, er sei in die Schule gekommen, ohne einen Bissen genossen zu haben. Weilandt holte das übrig gebliebene Frühstück und stillte des Kleinen Hunger.

Die beiden ersten Stunden füllten Schreib- und Rechenübungen aus, die dritte war der Heimatkunde gewidmet. Gegen zehn Uhr erschien der neue Pfarrer, dem Religionsunterricht beizuwohnen. Die Kinder zeigten sich fest im Sattel und wurden nach Gesang und Gebet entlassen.

„Gerr Lehrer,“ sagte der Pfarrer, ein Mann in den besten Jahren, dessen Haltung und Körperbau von Kraft und Gesundheit zeugten, „ich möchte noch etwas mit Ihnen besprechen.“

„Die Luft ist hier did zum Zerschneiden,“ erwiderte Weilandt, „wenn's Ihnen recht ist, gehen wir ins Freie.“

Der Pfarrer war damit einverstanden.

Draußen auf dem Schulhof hob er an: „Gerr Lehrer, Sie waren so freundlich, meiner Frau die Christine Schmalbach aus der Eichgasse als Dienstmädchen zu empfehlen. Ich habe es Ihnen schon neulich gesagt, wir sind recht zufrieden mit ihr. Sie ist anständig und fleißig. Vor allen Dingen hat sie den Garten in Ordnung gebracht, der heillos vernachlässigt war. Wir hatten das Gefühl, sie ist gern bei uns. Gestern erklärte sie meiner Frau, sie müsse ihren Dienst aufgeben und dem Philipp Nidel bei der Feldarbeit helfen. Meine Frau, die, nebenbei bemerkt, die Gutheit selber gegen die Dienstboten ist, hat sich sehr darüber aufgeregt. Und mit Recht. Einmal hat sie für den Augenblick keinen Ersatz, dann ist es von der Christine unverantwortlich, eine Stelle anzunehmen und mir und dir nichts wieder zu verlassen. Ich bin im Begriff, zu den Eltern zu gehen. Zubor möchte ich Ihre Ansicht hören.“

„Der Schmalbach ist gestern abend bei mir gewesen,“ versetzte Weilandt. „Seiner Tochter war's offenbar peinlich, was sie freilich gemußt hätte, sich klipp und klar auszusprechen. Ich glaube, die Frau Pfarrer wird milder urteilen, wenn sie erfährt, wie die Dinge zusammenhängen. Der Schmalbach gehört zu den Oberwäldern, von denen es im Volk heißt, sie sind gering geboren und bleiben gering. Er hatte sich als Holzmacher kümmerlich durchgeschlagen, hatte immerhin soviel erspart, daß er eine Kuh einstellen konnte. Nun wollt' er sich sein bißchen Futter ziehen und sah sich nach einem Acker um. Wenn hier Gelände bei einer Vergantung oder ertheilungshalber versteigert wird, bilden die großen Bauern einen Ring und kaufen alles auf. Das tun sie aus reiner Großmannsucht, zuweilen auch, um ihren Besitz abzurunden. Nun unterstand sich der Schmalbach, auf zwei Acker am Schükenshang zu bieten. Er ging natürlich leer aus, weil der Mitbewerber den längsten Atem hatte. Das war der Philipp Nidel, genannt der Butternidel.“

(Fortsetzung folgt.)

11)

Das Meer.

Von Gustaf Janson.

(Schluß.)

„Güte Dich vor dem Meer,“ fiel Bernhard ein. Er dachte darüber nach, wie schön es sei, daß zwei Menschen so innerlich miteinander verknüpft waren, daß der eine beim Tode des anderen ähnliche Worte sprach, wie er vor kurzem gehört hatte.

Indessen lächelte der Greis vor sich hin und fuhr fort: „Siehst Du, mein Junge, wir, die dem Meere angehören, wir sind nicht wie andere. Unser Leben, ho, ho, ja, ja . . . unser Leben, was ist's denn . . .?“ Er strich seine flachen Hände gegeneinander, um anzudeuten, was er's für wert hielt. Bald darauf hub er geheimnisvoll an:

„Vor vielen Jahren lebte einer, der Eiderman hieß. Ueber fünfzig Jahre ist der Name nicht über meine Lippen gekommen, aber jetzt mußte ich an ihn denken. Lebte der Mann noch, wollt ich ihm die Hand reichen und ihm danken, was er an mir: getan hat. Denn siehst Du, jedes Ding wird anders mit der Zeit. Und das,

was früher unrecht war, führt oft zum Rechten. Ja, so steht's damit.“

Bernhard saß in Gedanken vertieft und blickte nach dem Norden. Dort hinten lagen andere Inseln, und zu einer von diesen hatte er sich eines Sommertags auf den Weg gemacht, um ein Mädchen zu fragen, ob sie sein werden wolle. Eine große, unbestimmte Sehnsucht wallte in ihm auf und sein Blick verschleierte sich. Lange grübelte er nach, ob es zu spät sei, das Glück zu holen. Dann vergaß er's wieder über andere Gedanken.

„Ich erinnere mich,“ sagte er zerkürrt, „daß mein Vater etliche Male von Eiderman sprach.“

„Werkwürdig, daß Ihr, so jung noch, so weit zurückdenken könnt.“

Vertundert blickte Bernhard den alten Joel von der Seite an, er begriff nicht, was der meinte.

Plötzlich fuhr Joel Nord zusammen, er schien wie verwandelt, als er ausbrach:

„Sonderbar, ich höre jedes Wort, was Du sagst.“

Verdutzt sah Bernhard ihn mit großen Augen an.

„Ja, nun ist's vorbei,“ sagte Joel enttäuscht, der wieder ganz der alte war. Er murmelte etwas vor sich hin, daß es nicht geschehen würde, solange das Meer offen wäre — aber man muß sehen, wie's geht, wenn's friert.“

Vor auf er hindeutete, begriff Bernhard nicht. Als sie heimkamen, blickte Bernhard lange dem Alten nach, wie er, die kleine Hildegard an der Hand, den Pfad hinunter hinkte, indes Frida weinend folgte.

„Groß war's Gefolge nicht,“ bemerkte Alexander, während er sich im Boot zu schaffen machte.

„Deshalb schlummert die Alte nicht weniger sanft,“ entgegnete Bernhard. Nach einer Weile fuhr er fort: „So was, wie Joel zu mir sagte, hab' ich noch nie gehört.“

„Was sagte er denn,“

Bernhard sann ein wenig nach, bevor er antwortete:

„Nun kenne ich den Weg, sagte er. 'S war grade, als ob der Alte das Ende sah.“

„Er tut's vielleicht,“ flüsterte Alexander mit unsicherer Stimme. „Dann denke ich, gehen wir zuweilen nach Hallau und sehen zu, wie's ihm geht. Mit Elfrida wird's nicht leicht halten, fertig zu werden, wenn sie alles allein besorgen soll.“

„Das tun wir wohl,“ pflichtete Alexander ihm bei.

Wie immer, hielten die Brüder ihr Wort, und im Laufe des Sommers suchten sie häufig den alten Joel auf.

Der lächelte sie freundlich an, wenn er sie sah, aber reden konnten sie nicht mit ihm, denn seine Taubheit hatte zugenommen. Man konnte es auf der anderen Seite der Bucht hören, wenn Bernhard seine gewöhnliche Frage nach Joels Befinden ihm ins Ohr schrie.

„'S nützt nichts, wenn Du noch so laut schreist,“ sagte Joel eines Tages im Juli, „heut bin ich stottau. Und 's lohnt sich kaum, daß Du herüber kommst, denn was geschehen soll, geschieht, ob sich noch so viele widersetzen.“

Die Brüder wechselten einen langen Blick. Lachend laute der Alte mit seinen zahnlosen Riefeln. Es schien, als ob seine Gedanken sich in einem einzigen Punkt kongentrierten. Was nicht sein sorgfältig gehütetes Geheimnis betraf, existierte nicht für ihn. Fügung ging er allen aus dem Weg und murmelte nur einige unverständliche Worte.

„Er ist grade wie 'n kleines Kind,“ sagte Elfrida, als man sie fragte.

Joel Nord merkte selbst, daß seine Kräfte hurtig abnahmen. Gegen Ende des Sommers ging er täglich zum Strand hinab und setzte sich auf denselben Stein. Stets blickte er nach Osten, wo die Bogen bisweilen hochgingen. Strich der Wind in die Bucht hinein, daß die Brandung schäumte, legte er die Hände hinter die Ohren und lauschte. Er hörte wohl kaum etwas, aber er bildete es sich zweifellos ein und lächelte zufrieden, vernahm er die Stimme in seinem Innern.

„Wald friert's,“ sagte er eines Tages zu Bernhard Oesterman, der ihn auffuchte.

„Was sieht Dich an, wir sind ja erst im September.“

„Der Winter kommt heuer frühzeitig,“ fuhr Joel fort, ohne Bernhards Antwort gehört zu haben. „Ich merk's in meinen Weinen. Und so laut, wie's in mir ruft, hat's noch nie getan.“

Obwohl Bernhard wußte, daß es zu nichts nütze, warnte er doch den Greis, sich in diese Grübeleien zu vertiefen.

„Der Mensch ist wie das Wetter,“ begann der Alte feierlich, „niemand weiß, woher 's kommt und wohin 's geht. Deshalb ist es gut, seinen Weg zu kennen. Aber am meisten gleicht der Mensch dem Meer. Da gib't Sturm und Windstille und Unruhe und Gedröhn und Ruhe und Schweigen und alles andere . . .“ Seine Rede ging in undeutliches Gemurmel über, während er vor sich hinstarrte, ohne etwas zu sehen.

Nach einer Weile ging Bernhard. Sobald er den Bruder traf, sagte er traurig:

„Der Alte wird kindisch. Gott weiß, wie's endigen wird.“

„Wir wissen nichts anderes, als daß es endigen wird. Sei damit zufrieden!“ meinte Alexander.

„Ja, wer's nur könnte.“ Bernhard starrte ins Blaue. Dann begann er, dem der Himmel einen Tropfen Poesie ins Blut geträufelt hatte, zu erzählen:

„Ich habe ihn zugehört, wenn er tagelang über alles zwischen Himmel und Erde redet. Aber am meisten spricht er von der See. So hat er gesagt — natürlich sind's meine Worte und nicht seine: Das Meer ist alles und ist nichts. Monatelang kann's unbeweglich liegen und schlummern, und die Jugend steht am Strande und meint: so ist's gewöhnlich. Aber wird einer alt und grau und schaut zurück, so steht er, daß gerade die schlummernde Ruhe alles ist. Sturm und Wogen sind Ereignisse und Zufälligkeiten, aber nichts weiter. Das Meer ist's Leben. Und der dem Meer angehört, muß zurück zum Meer . . . zurück . . .“

I.

Der Winter stellte sich ungewöhnlich früh ein. Eines Morgens im November umrahmte eine Eiskante den Strand ringsumher. Da Joel Nord zu seinem täglichen Platz auf dem Stein gelangt war und das Eis sah, nickte er. Im Laufe des Vormittags wechselte er zu Elfridas Verwunderung die Kleider und legte seinen besten Anzug an, nachdem er sich mit großer Rasier hatte.

„Will er 'naus?“ fragte das Mädchen.
Da der Alte bemerkte, daß sie die Lippen bewegte, lächelte er ihr freundlich zu.

„Er war wieder 'n ganzer Kerl,“ erzählte sie späterhin.
„Jetzt ist alles geordnet,“ sagte Joel, „das Papier für Dich und das Kind liegt in meiner Kommode, in der obersten Schublade rechts. Hier ist der Schlüssel. Und Zeugen gibt's genug. Sollte was im Wege sein, so wend' Dich an Oestermans Junge! Alexander hat's vom Vater geerbt, für andere Leute zu schalten und zu walten. Das ist alles.“

Elfrida steckte den Schlüssel in die Tasche und ging an ihre Arbeit. Den ganzen Tag sah Joel am Bett seiner Frau. Wisweilen streichelte er zärtlich die Decke, als liebteste er jemanden, wobei er sanft und still nickte. Nachmittags humpelte er hinab zur Bootsbrücke, brachte das Boot in Ordnung und legte das Gerät zurecht. Dann ging er heim und bat um eine Tasse Kaffee.

Nachdem er getrunken hatte, erhob er sich und sagte zu Elfrida: „Schönen Dank auch!“ Eine Weile blieb er stehen und sah sich um in der Stube, nickte dann und murmelte: „Ja, ja, ich komme, ich komme!“

Elfrida fand ihn seltsam verändert, etwas, das ihr neu war und das sie nicht begreifen konnte, verlieh ihm ein fremdes Gepräge. Seine Bewegungen waren entschieden, seine Stimme klang voll und ruhig. Das drückende Gefühl eines nahenden Ereignisses bemächtigte sich ihrer, und sie begann zu weinen. Als das Kind es sah, weinte es mit.

Der alte Joel betrachtete beide mit freundlichem Lächeln.
„Jetzt sollt Ihr's besser haben,“ sagte er, wandte sich dann zur Tür, als wolle er jemandem antworten, der von draußen rief. „Ich komme, hab ich gesagt,“ rief er mit einem Anflug der früheren Schärfe, nickte dann den beiden zu, die verwundert und verzagt seine Bewegungen mit den Augen verfolgten und ging. In der Tür hörte Elfrida ihn sagen: „Alle diese Jahre sind nur geliehen, gut für den, der sie zurückzahlen kann.“

„Was will er nur tun, er, der nicht hören und sehen kann?“ fragte Elfrida ängstlich.

„O, er kommt wohl bald zurück,“ antwortete das Kind schläfrig.
Joel ging geradewegs hinab zu dem morschen Boot, richtete den Mast auf und hiftete das Segel. Nachdem er die Fangleine gelöst hatte und das Boot zur Bucht hinausglitt, sagte er laut:

„Ich komme, ich komme.“

Der Himmel wälzte sich schwarz und drohend über ihm, der Wind trieb vom Lande und die ersten verirrten Schneeflocken wirbelten in der Luft. In weiter Ferne blinkte zwischen zerwirrenen Schneewolken ein einsamer Stern. Joel griff fest um das Steuerruder und steuerte grad auf den Stern zu. Diesmal war er besser ausgerüstet, als damals vor vielen Jahren.

Schwer und hoch rollten die Wogen, und er hatte bald die Bucht hinter sich. Im Süden meinte er Brumstär gleich einem gestrandeten Riesental zu sehen. Draußen breitete sich das weite Meer und aus unendlicher Ferne leuchtete der Stern, auf den er zusteuerte. Den Wind im Radem, genau wie einst vor langer Zeit, richtete der alte Joel den Kurs auf den Stern zu, der ihm winkte und den Weg wies.

Adrianopel.

Von Alvin Nath.

Ein wenig erstaunt ist man, empört will ich nicht sagen, auch nicht einmal ärgerlich — in türkischen Verhältnissen gewöhnt man sich Aufregungen über Verkehrsunarten und Verkehrsmängel bald ab — in Adrianopel glaubte man anzukommen und wird da irgendwo bei einem kleinen Rest, Karaagatsch, auf die Straße gesetzt. Es ist bezeichnend für Adrianopel, daß es sich die Vahn, dies moderne Ding, das die Ungläubigen gebracht haben, so weit vom Leibe hält, es liegt überhaupt etwas wie eine stille Opposition gegen alles Moderne über dieser alttürkischen Stadt, die als die alte Residenz einen geheimen Reid gegen das mächtigere aufgeblühte Konstantinopel hat, das den vom Oszident ausgehenden Reformen sich nicht gänglich verschließt. Auf die Landstraße ist man gesetzt

— irgendwo im Dunst des Horizontes ragen wie Rahnstöcher Minarets en masse in die Lüfte — da soll Adrianopel liegen. Gewiß — Drohsen stehen zur Verfügung — aber ich lasse mich nicht gern mit diesen verschlagenen Dickhäuten, die hernach für Brüdengeld, für das kurze Halten auf der Mariça, wo eine Aussicht lodte, für einen gerissenen Jügel, für den verlorenen Hufnagel und was weiß Allah sonst noch, sich ein Duzend Pfaster dazu erschwindeln wollen. Vor mir auf der Straße trottet ein alter Türke mit riesenhaftem dunkelblauen Turban — offenbar ein Seltierer. Wie ein wandelndes Blumenbukett, das etwas umfänglich ist, ist er anzuschauen — denn auf dem Rücken der engen kurzen Jade dieses alten Osmanli blüht ein Blumenarrangement, wie man es als schönstes Lockschild vor einer türkischen Gärtnerei aufhängen könnte. Darunter ein nicht minder bunter prunkhafter Gürtel und endlich in weiten ebenfalls blauen Pumphosen die vorsichtig tapierenden Greifenbeine.

Ich war sehr überrascht, als ich einige Tage darauf das Blumenarrangement vor mir in der Treppe zur Höhe des Feuerturmes unter Schmutzen und Keuchen hinausfrageln sah. Der alte Herr war der Vater des Feuerwächters, der selbst schon weißes Haar unterm Turban hatte und ein alter türkischer Veteran war, mit dem obligaten blindenden Münzgeschlapper auf der stolzen, nur etwas eingefallenen Soldatenbrust. Am Abend vorher hatte ich bei einer kurzen Rahnfahrt in der dämmernden Kühle des Abends nach einem erstickend heißen Tage von der Michael Köprü, der Michaelsbrücke, aus plötzlich grünblinende Kaleten über der Stadt hoch aufsteigen und ihre schönen Kugeln wie fallende Meteoriten in den blauen Dämmer der einschlafenden Stadt streuen sehen. Ich hörte, das sei das Zeichen des Feuerwächters auf dem Turm und bald darauf glomm denn auch eine rote Gloriole hinter der Moschee Misch-scherifeli auf, aus dessen glühem Zauber sich die ragenden, sehr hohen Minarets tintenschwarz abhoben. Mein Alter mit dem Blumenstrauß im Rücken wurde beredt, als ich seinem Sohn für ein Glas Wasser, das mit Sceder, einer türkischen Zuckerkart, gesüßt war, ein hübsches Trinkgeld gegeben hatte — er rückte damit heraus, daß er in Paris als Diener eines Votchafters sich Verdienste erworben und erklärte mir dann in französischen Brocken mit dem reizenden Stolz des weit herumgekommenen Mannes das in einem mächtigen Glasfaßen untergebrachte Uhrwerk der Turmuhr. Er bot mir auch noch in seiner aufblühenden Leutseligkeit, wie sie Osmanli's „Giaux's“ gegenüber nur selten befunden, freundlichst an, mich in die Basars zu begleiten und zu alten Freunden, bei denen ich vorteilhaft kaufen könne.

Aber den Weg zu den Bazar's fand ich ohne das Blumenarrangement. Der Hauptbazar, der Bazar Ali Paichas, durch den das öffentliche Leben dieser merkwürdigen Stadt flutet, ist nicht zu verfehlen — die Kaleten vom Feuerturm fallen gleich auf das Dach der riesigen Halle. Nur muß man erst durch einen Knäuel von Eseln, Eseltreibern, Kalitas und Droschkentuschern sich hindurchgewunden haben, die einen sämtlich zum Esli-Serail fahren wollen und sich in Preisunterbietungen nicht genug übertreffen können. Einen Geschäftsmann in Adrianopel kannte ich schon. Als ich in seine Speisstube kam, lag er schlafend. Wie ein Igel ineinandergerollt, halb unter, halb auf seinem Bebesteppich — hatte seinen türkischen Rosenkranz noch zwischen den Fingern, die nutzlos waren von aller Tabaksbehandlung, und zwischen den Lippen stak ihm noch die Meerichampipe des langen roten Schlauches, der am Kargileh endete. Hier im Bazar waren die Leute aufgewedter. Freilich habe ich auch hier, wie wohl in keiner einzigen türkischen Stadt, gesehen, daß die Kaufleute es nur irgendwie darauf absehen, ihre Sachen mit nur einigem Geschmad zur Schau zu stellen. Die ganze gewölbte Halle, die in etwas an den ägyptischen Gewürz-Bazar in der Hauptstadt erinnert, ist mit einem bunten Chaos von Kostbarkeiten erfüllt. Hier werden rote Leibbinden einer jungen Frau mit dezenter Beredsamkeit angepriesen, daneben blaushimmernde Seidentücher, als „indische Schals“ mit vorstichigen Fingern auseinander gebrleitet. Große rote Saffianpanzertoffeln mit chromgelben Troddeln an der langen aufwärts gebogenen Spitze, wie ich sie ähnlich mal auf Korfu sah, werden mit zierlicher Akkuratess vor einem feinen türkischen Elegant in abendländischer Kleidung mit dem roten Fes auf dem glattgeschorenen Kopf nebeneinander plaziert und gestreifte Stoffe vor den hungrigen Augen eines mazedonischen Mädchens, das so überaus lustig dreingefchaut, hin und hergewendet in dem schauerlichen Taumel der glühenden orientalischen Farbenpracht.

Ich will mir für den Sohn meines Wirtes ein rotes Turbantuch kaufen. Unter den Geschäftsbesitzern hier, hauptsächlich spaniolischen Juden, Armeniern und Griechen sind auch einige Türken. Der, dem ich das Tuch abhandeln will, ist ein ganz „raffereiner“ Alt Türke. Er erkennt mich natürlich sofort als „Franken“ und sagt es als eine halbe Beschimpfung auf, daß ich ein Turbantuch erstehen will. Breitspurig, nur in einem höchst überlegenen Tone, als sei es eine Gnade, wenn er mir das Tuch überhaupt überlasse, redet er zu mir herab, schwenkt auf dem zurückgeworfenen nicht unschönen Schädel den Fes immerfort mit Grazie hin und her und will mir einen unerhörten Preis andrehen. Der Nachbar bestätigt ihm, daß der Preis stimmt. Ich winke ab — und gehe weiter. Da hat er mich höflich, wenn auch dringlich am Ärmel und gleich darauf springt auch der Barbier von drauhen herein — mit dem Schaumboden noch in der Hand — und schwört bei Allah gehn und mehr Eide, daß der Preis stimme und noch gering be-

messen sei. Die Beschwürungen des Schaumjählers fruchten ebensovienig bei mir „Ungläubigem“. Da wird noch eine Tasse Mokka aus der nächsten Kaffeebude spendiert — ich schmede: es ist eine für zehn Para! Eine Zigarette bekomme ich aber dazu, die ist besser, man kann sagen gut — und so gehe ich um einen Pfaster über mein erstes Angebot hinaus — und das Tuch wird mit unterm befriedigten Grinsen des Schaumjählers, der auch eine Zigarette bekommen hat, eingewickelt. Aber ich schüttle vorher erst das Tuch sehr kräftig in der Luft aus — denn mein gnädiger Turko hat neben sich auf einem der inkrustierten maurischen Tischchen einen Affen sitzen, der die umliegenden Kleidungsstücke gleich mit dem nötigen lebendigen Zudpulver verzieht — er selbst scheint ja sehr reinlich zu sein, wenigstens ist er fortwährend mit seiner Säuberung ernstlich beschäftigt.

Das bunte Völkergemisch, wie es Adrianopel bewohnt, trifft sich in dieser von einer angenehmen Kühle durchwehten riesigen Halle, die von einem sanften Dämmerlicht aus den oberen Fenstern erhellt ist. Man beobachtet auch, daß die Käufer gern unter den Verkäufern sich ihre Landsleute aufsuchen. So sieht man Bulgaren, die hier die ostrumelische Tracht tragen — eine ansehnliche Schaffelmütze, enge Jade, roten Gürtel und kurze Pumphosen — auch dort vorzüglich handeln, wo bulgarische Bücher ausliegen und Töpfereien in den grellen Farben dieses Landes ausgestellt sind. Beim spanioliſchen Juden im weiten altmodischen geblühten Kaftan, im Pelzrod, Gürtel und Fes aber kaufen alle einträchtiglich, da er offenbar der reellste unter diesen Gaunern ist.

Als ich aus dem Getümmel der Menschen und Dinge herauskomme, bin ich der gleichen Verführungskunst erlegen, die auch unsere modernen Kaufhäuser auf uns ausüben. Arme und Hände habe ich voll überflüssiger nutzloser Sachen und Säckelchen — und schon werde ich willenlos in eine schellenklingende Talika hineingepackt und über das höchst angenehme Pflaster dieser merkwürdigen Stadt nach Hause gefahren. Als führen wir auf lauter Sprungfedern, wird man immer auf und niedergewiegt — etwas bestig — wenn die Polster der Talika besser wären, würde es, rede ich mir ein, ein Vergnügen sein! An manchen Stellen in den aufs „Anheimelnde“ abgestimmten, intim engen Gassen nimmt das bodige Koppsteinpflaster geradezu Wellenformen an, wie im Bogen eines Erdbebens erstarrt, und an anderen Stellen sieht es aus, als hätten kleine Krater das Pflaster durchbrochen. Die Löcher aber hat man aus Respekt vor den unterirdischen Mächten hübsch gelassen.

Ich hatte die lächerliche Sehnsucht einmal: nach so etwas wie einem „Prater“ — man kann seinen westeuropäischen Menschen manchmal auch hier nicht ganz los werden. Im „Fetwaid“, hieß es, sei eine Theatertruppe aus Konstantinopel gestrandet. Hier und da lebten große gelbe Zettel an den Mauern — ich ließ mich auch verführen, in den großen Holzkaſten zu wandern — aber ich kam wieder heraus mit weniger Vergnügen als das Kamel aus dem Holzkaſten Noahs kam. Ob sich die europäische Kolonie, die ziemlich vollzählig zu dem Ereignis in der Arche versammelt schien, besser amüsiert hat? — es schien fast so; ja — ich konnte mich nicht so rasch akklimatisieren. Der näselnde Gesang einer türkischen Opanonette hat mir im „Kafino“ fast ebenso gut gefallen, wie der anspruchsvolle Tengelangel aus der Metropole. Aber ein wenig natürliche Volkstunst, die sollte ich noch genießen — im „Prater“! Ich entdeckte ihn eines Tages, als ich schon wieder an den Aufbruch dachte und nur noch mit einem der höchsten Minarets der Selimite Liebäugelte, von wo ich nochmals Aussicht halten wollte. Ein Blick über das Menschengetümmel hin und in die Weiten des stillen Horizontes hinein hat stets etwas seltsam Beruhigendes und Befreiendes in sich — es ist ein eigentümlicher Frieden in den Höhen — und wenn es nur 60 Meter hohe schlante Gebetstürme sind, auf die man im Schwelge seines Angeſichts sich hinaufmüht. Vorher aber geriet ich in den „Prater“ — von Adrianopel! Vor dem Konak stand ich, dem gelben, national-türkisch angestrichenen Regierungsgebäude, einem weniger malerischen Gebäude als die Privathäuser der Stadt, die oft weit mit ihren hölzernen Ueberbauten und Balkons in die Gassen vortragen. Rein blauer Schatten auf dem Pflaster wies nach den türkischen Posten hin, die in einer Uniform dort auf und nieder trotzierten, die bewies, daß man hier mehr auf innere als auf äußere Werte gibt. Anderswo ist das manchmal umgekehrt. Einer Karosse folgte ich dann vom Konak aus, in der Menschen mit blühenden Korben und Türkenjäheln saßen. Das schauderte sich ganz bedächtig über das „Polsterpflaster“. Ich träumte so hinterdrein, wahrscheinlich fasziniert von dem Nordelgesunfel und dem Wühen der Türkenjähel. Am Gesängnis döste ich vorbei, dann an einem anderen Gesängnis, in dem wir alle eingesperrt werden, wenn wir aufgehört haben, zu tumultieren. Schief und schiel standen die Denkmalsäulen auf diesem Friedhof durcheinander, als hätten sie sich in der Nacht betrunken am Rausch des Lebens. Dann rechte, echte Türkenbuden, halb Ruinen, halb Zigeunerzelle. Und dann waren sie auch schon selbst da, Zigeuner, wahre Zigeuner auf grünem, sonnenglänzendem, smaragdnen Wiesenplan — bunte braune Abenteuer — mit der schönen etwas melancholisch nüancierten Verwegenheit und Würstigkeit des heimatlosen Nomaden in den dunkelglänzenden Augenperlen. Schafe schnuppern daneben das Gras ab; Büffel mit breitem, grauem Silbergehörn brüllen ihre Brunst nach einem auf der Landstraße vorbeischaufelnder Kuhgepann hinüber. Dann noch eine alte, uralte Brücke über einen Arm der Tundscha, einen Nebenfluß der

Mariha. Eine Kotte von türkischen Straßenhunden hält hier eine sehr verbissene Generalversammlung um einen alten Eßelschäbel ab, zu dem das abgenagte Gerippe lauber wie abgeleckt unten schon halb in dem grauen Wasser der Tundscha liegt. Nun endlich sind wir im „Prater“, im Esfi-Serail. Herrliche Platanen werfen grüngoldenen Schatten auf den weiten, rings von dem breit ausschwehmenden Fluß umrauchten Inselplatz. Eine Reihe hölzerner Pavillons dienen als Cafés. Vor einem ist ein riesiger Menschaufmarsch zusammengedrängt. Ich vermute mindestens einen indischen Fakir in dem undurchdringlichen Knäuel. Blöblich heßt etwas zu brüllen an — fast wie das seltsame „Wellen“ eines Unterseeboots —, dann aber klarer verständlich und nun kommt das Wundertier selbst hervorgeschossen und hervorgebrüllt — ein Auto! Ja, ich hatte fast vergessen, daß ich noch in Ebdirné bin, wie der Alt-türke stolz sein Adrianopel nennt.

Jrgendwo höre ich die Töne eines internationalen Instrumentes, einen Dudelsacks. Dort im Café sind Bulgaren beieinander in animierter Stimmung. Die Frauen haben goldene Münzen in den rosigen Ohrschläpchen und im blauschwarzen Haar, das mädchenhaft in zwei Böpfen mit roten Bändern durchwunden auf den Rücken fällt. Das kurze gestickte Westchen mit den goldig und silbern schimmernden Blumenarabesken, fliegt bei jedem Tanzschritt auf und das funkelnde Münzestück um den brünetten Hals klappert und klingelt, während die faltigen Pumphosen dem Ganzen etwas Feierliches verleihen. Auch die Männer und Bulgaren stecken in ihrem Nationalkostüm. Sie tanzen ihre „Hora“, einen bulgarischen Tanz in einer Reihe. Mit graziösen Bewegungen, wobei sie sich untereinander mit den Händen an den Schultergelenken berühren, beginnt es, um gleich darauf in einen schwerfälligen Rhythmus zu verfallen, daß man glaubt, die Frauen und Söhne alter Patriarchen in stiller Gemessenheit einen Kultustanz ausführen zu sehen. Aber bald wird man wieder lebhafter. Die jungen Dirnen schreien auf vor Uebermut, ihre Wangen glühen wie serbische Rosenbeete, sie jauchzen und springen immer höher und die Burschen fassen sie und werfen sie wie Källe durch die Luft. Der Dudelsack schrillt begeistert mit, kreischt immer falschere Töne, bis er zuletzt auf dem letzten Loch stödet und streikt, während sich alles erheitert und schnaufend an die Tische wirft, um von der süßen Rajerei zu weiterem Rasen sich auszuruhen. Indes — man kann hier auch „a la franca“ tanzen, wie ich an einer anderen Ecke des „Praters“ sah, wo steife junge Türken in schwarzem Gehrock und rotem Fes sich bemühten mit einigen „besseren Töchtern“ der Stadt zu dem Gebudel einer Drehorgel und einer nur noch mit zwei Saiten bespannten Gitarre im Walzer zu drehen.

Ganz in der Nähe ragen noch alte Türme aus den Zeiten, da Trompetensanfaren und kampflustig Rossgevieher über diese alte Blutgetränkte Stadt hinklangen. Denn hier auf dem Esfi-Serail stand einst die alte prachtrunkende Sultansresidenz, die die Türken selbst beim Sturm durch die Ruinen 1878 in die Luft sprengten. Der Sturm braust hier in den Platanen, die sich in der Sonne funkelnd bis zu den rauchschwarzen Turmresten heraufreden. Weit schweifen die Blicke von den melancholischen Resten alter Königsherrlichkeit über eine riesenhafte öde baumlose Fläche, die sich bis in die zartblauen Dunstschleimen des verschwimmenden Horizontes verliert.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Die Todfeindschaft des Radiums gegen Bakterien.
Die Wirkung der Radiumstrahlen auch auf die Lebewelt ist bald nach der Entdeckung des einzigartigen Minerals untersucht worden, aber es bleibt auf diesem Felde noch viel zu tun. Bisher stand nur fest, daß gewisse Teile der Radiumstrahlung, namentlich die sogenannten Alpha- und Betastrahlen, das Wachstum einiger Bakterien hemmen. Jetzt haben Dr. Chambers und Kuh vor der Royal Society of Medicine neue anregende Untersuchungen über die bakterienfeindliche Wirkung der Radiumstrahlen veröffentlicht und sind zu dem Ergebnis gelangt, daß die Strahlen schon von wenigen Milligramm Radium unmittelbar tödlich für Bakterien sind. Selbstverständlich wurden unter diesen solche ausgewählt, die für den Menschen besonders schädlich sind, nämlich der goldgelbe Eiterbazillus (Staphylococcus pyogenes aureus), ein anderer Eiterbazillus (Bacillus pyocyaneus), der Bacillus coli und der Milzbrandbazillus. Der Bacillus coli, wohl das weitest verbreitete aller Bakterien, ist früher für ziemlich harmlos gehalten worden, gilt jetzt aber für einen der Hauptfeinde der menschlichen Gesundheit, da es bei vielen Krankheitszuständen mitwirkt. Der Erfolg des Radiums gegen den Milzbrandbazillus ist besonders hoch zu bewerten, weil der Keim dieses Bazillus besonders schwer abzutöten ist. Die sogenannten Gammastrahlen des Radiums scheinen sogar bei größeren Mengen keinen Einfluß auf die Bakterien auszuüben, während bei den anderen Strahlen schon ein Betrag von weniger als einem Milligramm auf je ein Kubikzentimeter zur Vernichtung der Bakterien genügt.